

Goldene Blumen.

Criminalroman von Champol.

(20. Fortsetzung.)

Aber er konnte seinen Voratz nicht ausführen — denn plötzlich hatte sich jemand seiner Bewegung entgegen-gestellt, ihn umklammert, sich wie eine Schlange um ihn gewickelt, wäh-rend dicht neben ihm zwei feurige Pupillen aus einem verzerrten, lobten-blaffen Gesicht funkelten, das Vincent kaum wiedererkannte.

„Sylvie!...“ stammelte er, indem er sich mit einer heftigen Bewegung frei zu machen suchte.

Unter im Strom schwamm die dunkle Masse rasch weiter — und nun war sie vorüber. Ein Arm hatte sich aus dem Wasser herausgestreckt, dann war alles im Strudel neben der Mühle verschwunden. Sylvie kämpfte noch immer wie eine Wahnsinnige und stieß dabei ein verzweifertes Geschrei aus, endlich aber vermochte der Offi-cier sie doch abzufchütteln, und nun sprang er, sich Gott befehlend, hinab.

Es ist wunderbar, wie blitzschnell sich die Gedanken in einem solchen über Leben und Tod entscheidenden Augenblick im Gehirn eines Menschen jagen. Deutlich standen das traurige Gesicht Germaine's und die blauen Flügel Estelle's vor Vincent. Dann aber sah er nichts mehr, als das tiefe Loch dort unten, aus dem Edmund nicht wieder zum Vorschein gekommen war.

Die Räte des Wassers durch-schauerte ihn, gewaltsam riß die Strö-mung ihn mit fort, und ein solch ent-seßliches Getöse brauste ihm in den Ohren, daß er nichts von dem wirren Schreien und Rufen der zur Hüfte herbeigeeilten, an den freien Ufern hin und her laufenden Menschen ver-nahm. Mit Aufbietung seiner ganzen Körper- und Willenskraft kämpfte er um das Leben eines anderen. Gewandt in allen körperlichen Übungen galt Gerbault als der beste Schwimmer seines Regiments, hier aber konnten ihm weder seine Geschicklichkeit noch sein Mut etwas helfen.

Schon beim ersten Sprung hatte er den Boden verloren. Obwohl er aber wie ein Strohbindel von der fürstlichen Strömung hin und her gewor-fen, nach der Tiefe gerissen und gegen die Felsblöcke getrieben wurde, so näherte er sich doch allmählich seinem Ziele — als ihn plötzlich ein neuer, noch heftigerer Strudel zurückschleu-verte. Sein Kopf stieß gegen einen Stein, und einen Augenblick drohte ihm die Bestimmung zu schwinden.

Allein auch jetzt siegte sein eiserner Wille. Erschöpft, zerfchlagen, blutend machte er einen erneuten Versuch. Wohl zehnmal schon hatte er geglaubt, nun sei es auch mit ihm zu Ende, nun werde auch er als willenloser Gegen-stand mit fortgerissen und doch hielt er zu seinem eigenen Erstaunen noch immer stand.

Da plötzlich bemerkte er, daß er nicht mehr allein war. Seltsame Ge-stalten tauchten über der Wasserfläche auf, die, ohne sich von der Strömung ergreifen zu lassen, mit affenartiger Geschwindigkeit von einem Felsblock zum andern sprangen. Vincent er-kannte in ihnen die trüffelhaften Be-wohner des nahegelegenen Weilers, die zur Hüfte herbeigeeilt waren. Das schauerliche Bild nahm einen immer bedrohlicheren Charakter an. In das höllische Brausen und Toben des Wassers mischte sich wildes Geschrei, und endlich begriff Vincent, daß dieses ihm galt.

Man schleuderte ihm ein Strid zu. Einen Strid — endlich! und doch zu spät! Schon war Vincent an der tiefsten Stelle angekommen, nun tauchte er unter und zog mit Hilfe des Rutschers, der ihm in's Wasser gefolgt war, nach langer und unerhörter Mühe eine leblose Masse heraus: den ent-stellten Leichnam eines Ertunteten, dem Augen und Mund weit offen standen und dessen Züge den Ausdruck der Be-stürzung trugen.

Ein Gehirnschlag mußte den sofortigen Tod herbeigeführt haben. Dant seiner langsamen Fassungskraft war nach dem armen Edmund allem Anschein nach, trotz des ausgeföhrenen Schreckensrufes, das bevorstehende Ende nicht zum Bewußtsein gekom-men. In derselben glücklichen Un-wissenheit, in der er sein Leben ver-bracht hatte, war er auch des Todes Beute geworden.

In eine elende Hütte neben der Straße hatte man Edmund's sterbliche Ueberreste gebracht. Hier neben diesem Leichnam machte Vincent Gerbault eine der trübsten, schmerzhaftesten Stunden seines Lebens durch.

Der arme Kerl, der da vor ihm lag, hatte ihn eben doch geliebt, trotz der lästigen, engberzigten Art, womit diese Zuneigung zum Ausdruck gebracht wurde, und so hatz ist die verschönderte Nacht des Todes, daß Vincent sich jetzt nur noch dieser Liebe erinnerte. Dieselbe brüderliche Zuneigung, die ihn vorher zu dem verzweifeltsten Ret-tungsversuche angestanden hatte, er-füllte ihn auch jetzt, zugleich aber auch ein herber Schmerz. Gern hätte er sein Leben für das Edmund's hinge-gaben, und er aroßte sich selber bitter, daß ihm die Rettung nicht geglückt

war, ja, daß er nicht einmal wußte, wie dieses Unglück sich ereignet hatte — und ob es sich überhaupt nur um ein Unglück handelte. So lange noch ein Funken von Hoffnung vorhanden gewesen war, hatte er nur an die Ge-genwart gedacht. Jetzt erst, nachdem sich alle Wiederbelebungsversuche als vergeblich erwiesen hatten, stürzten die Gedanken wieder auf ihn ein, und ein Bild verfolgte ihn unablässig: der über das Wasser gebeugte Edmund an der gefährlichen Stelle, wo er durch den geringsten Stoß das Gleich-gewicht verlieren mußte, und hinter ihm die ansehend schlaftrunkene Sylvie mit dem lauernden Blick aus dem halbgeschlossenen Lidern. Und dann, warum dieser Ringkampf mit ihm selbst? War es nur sinnlose Nervenüberreizung, die Sylvie so handeln ließ, oder wollte sie denjenigen, den sie einst zu lieben behauptet hatte, vor Gefahr bewahren — oder aber ihn davon abhalten, den Ange-liebten zu retten? Er vermochte es nicht zu entscheiden.

Sylvie aber zeigte sich nicht. Seit dem Augenblicke, da sie sich schluchzend über den Leichnam Edmund's gewor-fen hatte, war sie verschwunden. Und nun erst erinnerte er sich, daß sie ja selbst wie aus dem Wasser gezogen ausgesehen hatte, mit ihren wirren Haaren und triefenden Kleidern. Wie kam das nur? Verschiedene Weiber hatten sie mit fortgeführt. Oder wa-gte sie am Ende nicht, mit ihm zusam-menzutreffen?

In Ermangelung eines andern Dres hatte man den Leichnam in das Wirtshaus des benachbarten kleinen Weilers getragen und auf den mit einer Pferdebede bedeckten Tisch gelegt. Dort hin kam nun einer um den an-dern von den neugierigen, schamüben Blödsinnigen, um sich den Toten an-zusehen. Weit und breit aber war kein Priester, der ein Gebet hätte ver-richten können, ja nicht einmal ein Bürgermeister oder Amtsgehilfe für die gerichtlichen Aufnahmen. Ein län-geres Verweilen an diesem trüffeligen Orte hätte somit keinen Werth; bald würde auch die Dunkelheit hereinbrechen. Das einzig Richtige war, sobald als möglich nach Bagneres aufzubre-chen.

Vincent sorgte für einen mit Ochsen bespannten und einem Plantuch be-deckten Wagen, wie sie in der Gegend üblich waren, und ließ den Leichnam auf einer Matratze hineindringen. Die vorbereite Öffnung wurde mit einem Tuch verschlossen, der Besizer des Wa-gens stieg auf, und im Schritt folgten nun die fünfzehn Kilometer bis Ba-gneres zurückgelegt werden.

Sylvie hatte an all diesen traurigen Vorbereitungen nicht teilgenommen. Kaum daß sie einen Augenblick auf der Schwelle der Wirtshaus ersehene war. Als Vincent sie wohl oder übel fragen mußte, wie sie nach Ba-gneres zurückzufahren beabsichtige, hatte sie nur mit einem Achselzucken ge-antwortet. Ohne ein Wort an ihn zu richten, war sie dann, als sie sah, daß er für sich ein kleines Eselsfuhr-werk nahm, in seinem am Morgen ge-mieteten Wagen gestiegen. Die beiden Pferde setzten sich sofort in Trab, während Vincent mit seinen Feln dem Leichnam folgte.

Schon hatte sich der Tag geneigt, große weiße Wolken zogen über den Himmel hin und blieben an den Spigen der Berge hängen. Dort färb-ten sie sich allmählich purpurrot, dann violett und immer breiter lagerten sich die Abendsschatten über das Thal. Die Berge erschienen höher und unheimlich rüher gerüdt; die am Morgen so heit-ere Stimme des lustig plätschernden Albergängenden Abour klang unter der Einwirkung der Dunkelheit wie dumpfe Lobensklage.

Schaubend wandte Vincent den Blick ab. Die Nacht war jetzt ganz hereingebrochen; nichts konnte er mehr unterscheiden, als die Umrisse des vor ihm herschwappenden Ochsenwagens und die Dichter, die aus den kleinen Lunkeln an der Straße gelegenen Häu-sern aufblitzten. Endlich kam Ba-gneres zum Vorschein. Die Gloden säulten zum Abendgebet — aber wie anders klang ihr Ton als am Morgen, da sie bei Vincent's Antunft zur Kirche eingeladen hatten! Wie zuber-sichtlich war er diesem Sonntag ent-gegengegangen, und wie endigte er?

Es war halb acht Uhr, als man die Stadt erreichte, wo Sylvie die erfor-derlichen Schritte bei den Behörden bereits getan und alle Vorbereitungen getroffen hatte. Vincent fand nichts dagegen einzuwenden, denn für das, was er unter Umständen vor Ge-richt vorzubringen hatte, war der tech-nische Zeitpunkt noch nicht gekommen. So beantwortete er nur einige, von dem Polizeicommissar an ihn gerichtete Fragen, worauf ihm endlich einfiel, daß sein Urlaub an diesem Abend zu Ende ging.

Die Beerdigung des armen Ed-mund konnte nicht vor zwei Tagen stattfinden. Vincent ließ deshalb ein-ige Zeilen an den durch den Draht herbeigerufenen alten Mougins zurück, worin er ihm die verschiedenen Quar-

tierorte seines Regiments angab und ihn bat, ihm am nächsten Tage eine legitime Verfügung getroffen hat-te? Wie dem sein mochte, jedenfalls war Vincent jetzt in diesen abscheuli-chen Plan verflochten, und zu spät er-innerte er sich der klugen Mahnung Lepage's, sich verdächtige Menschen vom Leibe zu halten. Bangigkeit, mit Ekel und Beschämung vermischte Sorge erfüllten ihn. Ihm war, als sei von dem Verleher mit Sylvie ein Gefühl in ihm zurückgeblieben, wie man es bei der Berührung eines Heptils empfindet: der Eindruck von etwas Eihigen, Klebrigen, Abscheuli-chem, das sich einem anhängt und von dem man sich nicht befreien kann.

Langsam zog er sich an. Was sollte er beginnen? Ausgehen, Anzeige auf dem Gericht machen? Es war ein trü-ber, nebliger Tag; wahrscheinlich reg-nete es morgen bei der Beerdigung des armen Edmund. Ein Wetter also wie an seinem Hochzeitstage.....

Nach war Vincent nicht ganz zum Ausgehen bereit, als sein Burche her-eintam mit der Meldung, daß Frau Lancelot sich schon zweimal nach sei-nem Befinden habe erkundigen lassen. Mit Freuden begrüßte der Haupt-mann diese Ablenkung.

„Ich werde gleich hinuntergehen“, sagte er zu sich selbst. Eine wahre Sehnsucht ergriffte ihn plötzlich nach seinen Hausgenossinnen, als könne er bei ihnen Zuflucht und Rettung finden. Vielleicht, daß er in dieser reinen Umgebung den ihm an-haftenden Mangel endlich abzustreifen vermöchte. Selbst die dort herrschende traurige Stimmung mußte wohlthun und berebend auf ihn wirken.

Frau Lancelot empfing ihn allein im kleinen Salon. „Mein armer Junge!“ rief sie klagend mit erhobenen Händen.

Schon ihr Anblick, ihre aufrichtige Herzlichkeit thaten ihm wohl, und tief-lewete schloß sie ihn in ihre Arme. „Sie haben immer so warmen An-theil an unserem Kummer genommen, da ist es nicht mehr als recht, daß auch wir den Ihrigen theilen. Der arme Herr Dulaurier! Welch ein Unglück! Sie können sich unsere Aufregung vor-stellen“, fuhr sie fort, ihn aus dem Zimmer führend, „als wir die Nach-richt in der Zeitung vernahmen. Stelle las sie uns am Montagabend vor dem Zubettgehen vor. Eine schreckliche Nacht folgte; nie zuvor hat sie sich solches Fieber gehabt. Und denken Sie sich, während die arme Germaine und auch ich, die ich an ihrer Stelle stehen sollte, eingeschlummert waren, denken Sie sich, da ist sie aufgestanden und ganz allein durch's Zimmer gegangen. Als Germaine die Augen öffnete, war sie verschwunden, und so meinen Sie, daß wir sie fanden? An Ihrer Trep-pe, wo sie ganz unzusammenhängende Dinge sprach. Mein Gott, was für Angst wir ausgeföhren haben! Trost-dem geht es ihr seither nicht schlechter; mandmal scheint sie sogar wöher zu sein als vorher, und nur vorüberge-hend liegt sie noch auf ihrem Ruhe-so-fa. Man könnte glauben, sie gehe der Genesung entgegen, der Arzt aber sagt, es sei nur ein neues Stadium ihrer Krankheit.“

Vor dem Krankenzimmer unterbrach Frau Lancelot ihren Redefluß. Drin-ten fand Vincent alles unberändert, sogar Feuer brannte an diesem küh-ten Tage im Kamin, nur das Sofa war leer, denn Estelle stand in der Fernsternische neben ihrer Freundin.

„Ach!“ wie ein Seufzer kam es bei seinem Eintritt über ihre Lippen, als sie sich umwandte. Zum ersten Male, seit Lepage ihn über Estelle's Gefühle aufgeklärt hatte, sah er sie wieder, und nun der Schleier der Selbstsucht und Gleich-gültigkeit gefallen war, bestätigte sich ihm dieser Sachverhalt auf den ersten Blick. Ihr Ausruf, ihr hastiger, ihm entgegengekaufter Schritt, ihr plötzliches Erstöhnen... ach ja, das alles verrieth nur zu sehr jene schmerzlich-hoff-nungslose Liebe, die Estelle's schwache Lebensflamme verzehrte. Wieder hätte er sich über die kleine zarte Hand, die sich ihm entgegenstreckte, beugen, sie täuschen und so seiner tiefen Verehrung, Dankbarkeit und Neue Ausdruck geben mögen. Aber er durfte es ja nicht, konnte nicht einmal nur an sie denken, denn schon wandten sich seine Augen, setzten Herz Germaine zu.

Würde auch sie, von liebevoller Ere-gung und Sorge getrieben, ihm ent-gegenkommen? Sie hatte, ihn ängst-lich ansehend, einige Schritte auf ihn zu gemacht und wiederholte unwill-kürlich die Worte ihrer Schwester: „Wir waren in großer Sorge um Sie.“

„Und mit Recht“, fügte Frau Lan-celot hinzu. „Nach diesen Morgen sagte ich zu den Mädchen: glaubt mir, ich verstehe mich auf die Soldaten, der Herr Hauptmann muß halb tot ge-wesen sein.“

Diese Annahme erschien Vincent nun doch übertrieben. „Woraus schlossen Sie dies?“

„Nun, weil Sie doch nicht zum Begräb-niß Ihres armen Veters gegan-gen sind.“

„Ja, heute Morgen um neun Uhr auf dem Kirchhof von Saint-Aubin. Ich komme eben davon her. Wußten Sie denn nichts davon?“

„Nein.“ Vincent war auf's höchste bestürzt.

Frau Lancelot fand einen Augen-blick spradlos, dann rief sie, aus ein-erem Padvies und Zeitungen einen

Edmund's Erbin vorausgesetzt, daß ihr Gatte nicht später noch eine andere legitime Verfügung getroffen hat-te? Wie dem sein mochte, jedenfalls war Vincent jetzt in diesen abscheuli-chen Plan verflochten, und zu spät er-innerte er sich der klugen Mahnung Lepage's, sich verdächtige Menschen vom Leibe zu halten. Bangigkeit, mit Ekel und Beschämung vermischte Sorge erfüllten ihn. Ihm war, als sei von dem Verleher mit Sylvie ein Gefühl in ihm zurückgeblieben, wie man es bei der Berührung eines Heptils empfindet: der Eindruck von etwas Eihigen, Klebrigen, Abscheuli-chem, das sich einem anhängt und von dem man sich nicht befreien kann.

Langsam zog er sich an. Was sollte er beginnen? Ausgehen, Anzeige auf dem Gericht machen? Es war ein trü-ber, nebliger Tag; wahrscheinlich reg-nete es morgen bei der Beerdigung des armen Edmund. Ein Wetter also wie an seinem Hochzeitstage.....

Nach war Vincent nicht ganz zum Ausgehen bereit, als sein Burche her-eintam mit der Meldung, daß Frau Lancelot sich schon zweimal nach sei-nem Befinden habe erkundigen lassen. Mit Freuden begrüßte der Haupt-mann diese Ablenkung.

„Ich werde gleich hinuntergehen“, sagte er zu sich selbst. Eine wahre Sehnsucht ergriffte ihn plötzlich nach seinen Hausgenossinnen, als könne er bei ihnen Zuflucht und Rettung finden. Vielleicht, daß er in dieser reinen Umgebung den ihm an-haftenden Mangel endlich abzustreifen vermöchte. Selbst die dort herrschende traurige Stimmung mußte wohlthun und berebend auf ihn wirken.

Frau Lancelot empfing ihn allein im kleinen Salon. „Mein armer Junge!“ rief sie klagend mit erhobenen Händen.

Schon ihr Anblick, ihre aufrichtige Herzlichkeit thaten ihm wohl, und tief-lewete schloß sie ihn in ihre Arme. „Sie haben immer so warmen An-theil an unserem Kummer genommen, da ist es nicht mehr als recht, daß auch wir den Ihrigen theilen. Der arme Herr Dulaurier! Welch ein Unglück! Sie können sich unsere Aufregung vor-stellen“, fuhr sie fort, ihn aus dem Zimmer führend, „als wir die Nach-richt in der Zeitung vernahmen. Stelle las sie uns am Montagabend vor dem Zubettgehen vor. Eine schreckliche Nacht folgte; nie zuvor hat sie sich solches Fieber gehabt. Und denken Sie sich, während die arme Germaine und auch ich, die ich an ihrer Stelle stehen sollte, eingeschlummert waren, denken Sie sich, da ist sie aufgestanden und ganz allein durch's Zimmer gegangen. Als Germaine die Augen öffnete, war sie verschwunden, und so meinen Sie, daß wir sie fanden? An Ihrer Trep-pe, wo sie ganz unzusammenhängende Dinge sprach. Mein Gott, was für Angst wir ausgeföhren haben! Trost-dem geht es ihr seither nicht schlechter; mandmal scheint sie sogar wöher zu sein als vorher, und nur vorüberge-hend liegt sie noch auf ihrem Ruhe-so-fa. Man könnte glauben, sie gehe der Genesung entgegen, der Arzt aber sagt, es sei nur ein neues Stadium ihrer Krankheit.“

Vor dem Krankenzimmer unterbrach Frau Lancelot ihren Redefluß. Drin-ten fand Vincent alles unberändert, sogar Feuer brannte an diesem küh-ten Tage im Kamin, nur das Sofa war leer, denn Estelle stand in der Fernsternische neben ihrer Freundin.

„Ach!“ wie ein Seufzer kam es bei seinem Eintritt über ihre Lippen, als sie sich umwandte. Zum ersten Male, seit Lepage ihn über Estelle's Gefühle aufgeklärt hatte, sah er sie wieder, und nun der Schleier der Selbstsucht und Gleich-gültigkeit gefallen war, bestätigte sich ihm dieser Sachverhalt auf den ersten Blick. Ihr Ausruf, ihr hastiger, ihm entgegengekaufter Schritt, ihr plötzliches Erstöhnen... ach ja, das alles verrieth nur zu sehr jene schmerzlich-hoff-nungslose Liebe, die Estelle's schwache Lebensflamme verzehrte. Wieder hätte er sich über die kleine zarte Hand, die sich ihm entgegenstreckte, beugen, sie täuschen und so seiner tiefen Verehrung, Dankbarkeit und Neue Ausdruck geben mögen. Aber er durfte es ja nicht, konnte nicht einmal nur an sie denken, denn schon wandten sich seine Augen, setzten Herz Germaine zu.

Würde auch sie, von liebevoller Ere-gung und Sorge getrieben, ihm ent-gegenkommen? Sie hatte, ihn ängst-lich ansehend, einige Schritte auf ihn zu gemacht und wiederholte unwill-kürlich die Worte ihrer Schwester: „Wir waren in großer Sorge um Sie.“

„Und mit Recht“, fügte Frau Lan-celot hinzu. „Nach diesen Morgen sagte ich zu den Mädchen: glaubt mir, ich verstehe mich auf die Soldaten, der Herr Hauptmann muß halb tot ge-wesen sein.“

Diese Annahme erschien Vincent nun doch übertrieben. „Woraus schlossen Sie dies?“

„Nun, weil Sie doch nicht zum Begräb-niß Ihres armen Veters gegan-gen sind.“

„Ja, heute Morgen um neun Uhr auf dem Kirchhof von Saint-Aubin. Ich komme eben davon her. Wußten Sie denn nichts davon?“

„Nein.“ Vincent war auf's höchste bestürzt.

Frau Lancelot fand einen Augen-blick spradlos, dann rief sie, aus ein-erem Padvies und Zeitungen einen

Umschlag mit breitem schwarzen Rand hervorziehend: „Na, das ist stark! Hier ist die Anzeige, die wir gestern erhalten haben.“

Vincent las sie, oder that wenig-ens, als ob er lese, um seine Fal-sung zu gewinnen.

Mougins's Schweigen auf seinen Brief, die zweideutige Antwort auf seine Anfrage am Abend vorher, alles erklärte sich jetzt. Man — oder bes-ser gesagt: Sylvie hatte also nicht ge-mollt, daß er dem Begräbniß antwoh-ne.

Dumpper Jörn ergriffte ihn gegen-über einer solch unerhörten Unber-schämtheit, während die ahnungslose Frau Lancelot aufgeregt fortfuhr:

„Mein Gott, wie ich mich ärgere, daß ich nicht in aller Frühe zu Ihnen hinaufgeschickt habe! Aber wer konnte auch vermuthen, daß man den nächsten Verwandten keine Mittheilung machen würde? Daß die arme Wittwe nicht daran dachte, das kann man ihr nicht so sehr übel nehmen; ich weiß aus Er-fahrung, wie einem in solchen Augen-blicken zu Muth ist. Für die anderen aber giebt es keine Entschuldigung. Sehen Sie, so sind sie, diese Civilisten: von Ordnung und Anstand keine Spur! Und was noch das Schlimmste ist — erst heute bemerkte ich es — Ihr Name steht nicht einmal auf dem Trauerbiste.“

Sie nahm Vincent das große, schwarzgeränderte Schreiben ab und zeigte auf die lange Verwandtenliste, in der sein Name nicht zu finden war.

Nun erblachte er, und der Jörn trochte ihn zu übermannen.

„Sie sollen mir Rede stehen, was dies zu bedeuten hat!“ murmelte er wüthend.... Plötzlich hielt er erbebend inne.

„Herr Hauptmann, waren Sie denn nicht auf etwas Berichtigtes gefacht?“

In ihrem weißen Kleide stand Estel-le vor ihm, und langsam, jede Silbe betont, waren die Worte von ihren Lippen gekommen.

„Waren Sie bei Frau Dulaurier nicht auf alles gefacht?“

(Fortsetzung folgt.)

Im Hause Tizians.

In der ersten Morgenfrühe fahren wir die Straße hinunter zwischen Cortina im Ampezzothale und Viede di Cadore. Der Bergstrom, die wilde Voita, rauscht unter uns, und die Tannen und Lärchen längs der Reichsstraße, die sich in Krümmungen abwärts senkt, tragen noch den Thau des Morgens und Spinnweben zwischen dem dunkelgrünen Gezeig. Gleich hinter dem großen Lärchen-walde, hinter dem, kommt die Grenze, da beginnt Italien. Und jene traum-hafte Stimmung kommt über uns, jener Mignon-Zauber, den nur ein Deutscher empfinden kann. Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen? Ernsthaft ragen die großen Dolomi-ten-Häupter um uns* empor, die Fa-loria, die Antelao, der Belmo. Um ihre grauobere Felspracht schlingen sich wie Silberstreifen die Morgennebel, klettern in Schluchten und Ab-ränden empor, wo noch überall der Schnee hängt. Nun haben wir die Grenze hinter uns, und mehrere Stun-den lang fährt unser Wagen durch ärmliche Dörfer, in deren Häusern wir dunkle Steinböden sehen, die Zimmer heißen; der Wald verläßt uns und wird lichter. Die Kolosse der Triau-let Alpen, die vor uns aufsteigen, wer-den immer deutlicher im Morgenlicht sichtbar.

Da ist Viede di Cadore. Ein rich-tiges Felsnest, umgeben von Abgrün-ten, wilden Schluchten, zudigen Gip-feln, die überall aufragen. Dahin-ter wie ein Felsbühnen die gewaltige Maffe der Marmorata, die 3000 Me-ter hoch ist.

Mitten auf dem Marktplat steht Tizians Stانبild. Geht man über die Straße, die den stolzen Namen Borgata Arsenale führt, an einer klei-nen Kapelle vorbei, die San Bito ge-weiht ist, so stoßen wir auf sein an-geliches Geburtshaus. Angeblich, denn die Tradition, die das Ereigniß daran knüpft, ist sehr unsicher. Ein ansichtsloses Haus, mit ziemlich kladem Dach, weiß verputzt, mit grünen Fen-sterläden und Bugenscheiben, wie man sie so im Gebirge findet. Ein klei-ner Vorbau daneben trägt die In-schrift Stallo.

Tizian, der 1477 in diesem Berg-nest geboren wurde, war nicht nur einer der größten Maler, die die Welt je gesehen hat, sondern auch ein ganz hervorragender Lebenskünstler. Und das will auch etwas sagen. Der zehn-jährige Knabe, der, von einem Ver-wandten geleitet, die Straße nach Belluno einschlug, um in Venedig ein Glück zu machen, mochte wohl schon geträumt haben in seiner Alpen-Ein-samkeit hier oben, von der großen Si-erene in den Lagunen, von ihrem Gold, ihrem Purpur, ihren bunteläugigen Frauen, die über Königreiche im Osten herrschten. Und sein Blut hatte sich dabei erhitzt, ein Farbenrausch hatte sich seiner Sinne bemächtigt. Sein Leben brauchte die Farben noch mehr als seine Palette. Mit zäher Ba-ternenergie erlang er sich alles, wo-nach es ihn gelüstete, das Gold und den Purpur der Lagunenstadt und ihre bunteläugigen Frauen. Im Rausch des Ueberflusses, im Verleher mit Kö-nigen und Kaisern neigte sich sein Le-ben zu Ende. Die Anhänglichkeit an die Heimath aber hat er nie verloren. Noch in seinen spätesten Jahren be-schäftigte er sich mit Cadore's klein-ten

Kommunalangelegenheiten; jeden Herbst oder Spätsommer, wenn die Hitze brüht über den Lagunen lag, besuchte er das heimatliche Alpenne-st wieder.

Wir können uns den zehn-jährigen Bauernjunker Tiziano di Vecellio, der 1487 nach Venedig kommt, nicht nach-gewiss vorstellen. Im gewissen Sinne lieb er auch nach sein ganzes Leben. Er befehlt vor allem — vielleicht in bewusster Selbstsucht — die heimatli-che Frische und Empfänglichkeit für alles Neue und Kraftvolle. Von den alten Familien Venedigs, mit ihrer halb orientalischen Käuflichkeit und Heimtücke, ihrem maßlosen, grausam-nen Raffenshödmuth, trennte ihn eine unüberbrückbare Kluft. Er blieb im-mer Tiziano, Zi Pittore. Er lernte von ihnen, ja. Er lernte in Venedig nicht nur sehen, auch lieben, schwel-gen, vor allem feilschen und handeln. Farbe im Leben kostete etwas. Und Venedig war die erste Großstadt ihrer Zeit, ja, der modernen Welt über-haupt, mit seinen merkwürdigen Kur-tisanen, seinen Mischlingen aus Osten und Westen, seinem Völkerverleher, seinen Millionenreichen und seinen Millionennissen, mit denen es die Diplomaten ganz Europas umgarte. Es war eine Stadt, in der man mehr von der Welt wußte als an allen Für-tenhöfen und allen gelehrten Schulen Europas.

In Venedig war man gewohnt, al-les mit eigenen Augen zu sehen; im Rufe des Realismus hat die venezia-nische Schule stets gestanden. Tizian hat die Menschen in Schulen und in Museen kaum gesehen, jedenfalls nie studirt. Dafür studierte er an den Kais von Venedig Typen aus aller Herren Länder. Der melancholische Karl V. erwiderte sich an Tizians Bildern in der Einfachheit von San Juste, der menschenschöne Philipp II. verlangte lebensschafflich immer wieder nach Werken seines Malers, aus denen ihm das Leben, das er sonst verachtete, so lebensschafflich entgegenblühte.

Dieses großartige Leben ging lang-sam verbämmert zu Ende. Der schwarze Tod mußte kommen, um dem 59-jährigen den Pinsel aus den Hän-den zu nehmen. Die Pest wüthete in Venedig, die Inseln der Lagunen wa-ren mit Lagarettien bedeckt, in der Augustshölle des Sommers von 1576 starben Tausende in der von Schreden erfüllten Stadt. Auch in das prunkvolle Haus der Malerfürsten zu Biri Grande im Nordosten der Stadt trat die Pest. Sie ergriff Ti-zian, der fast allein war, da alle seine Hausgenossen geföhren waren, inmit-ten seiner mit Kostbarkeiten und Kunstwerken gefüllten Gemächer. Am 27. August starb er. Kurz darauf, einige Tage später, starb sein Sohn Draxio ebenfalls an der Pest. In der Nacht brachen Diebe in das leerstehende Haus ein, um den Todten heraus-getragen hatte, plündernten, zertrüeten die Kostbarkeiten in alle Welt. Der große Maler, der wie ein Fürst gelebt hatte, gequält auch den fürstlichen Vor-zug, nach seinem Tode geplündert zu werden.

Nachdem ich gehen wir durch die engen Gassen von Viede di Cadore. Es ist Nacht geworden, während wir dies gemaltige Leben im Geiste haben an uns vorbeiziehen lassen. Um uns tönt Gesang, Gelächter, Klirpern auf Saiteninstrumenten. Vor dem Hotel Progresso bewegen sich Windlichter hin und her; bunte Laternen werden in den abschüssigen Gassen sichtbar. Vor den Häusern zwischen den Fremden in ihren Loben-Badeln, ihren Reise-Anzügen sitzen die einheimischen Spießbürger beim Wein, erfreuen sich der Kühle nach der Hitze des Tages. Wie wunderbar ist solch eine Dolomi-ten-Nacht! Eine blaue, leichte Luft, wie man sie niemals im Norden spürt, durchstößt die Seele in ein unennbares Wohlbehagen. Alles ist deutlich sicht-bar auf weite Entfernungen — die riesigen Felsgipfel mit ihren grau-röthlichen Spigen lassen jede Rinne, jede Schroffe voll Schöne sehen. Es ist, als stieße sie mit ihren Häuptern an eine feine Glode von blauem Glas, den Nachthimmel. Eine solche Nacht voll Tiefe und Licht und Duft wäre wie eine Offenbarung für den großen Maler gewesen, den diese Stätte ge-bar. Denn unter allen Wundern sind die Wunder der Farbe die größten, und Tizian war ihr gewaltigster Pro-phete.

1300 Japaner auf einer Zude-plantage in Hawaii legten die Arbeit nieder, um die Entloftung eines ihnen unangenehmen Formannes durchzu-sehen. Als sie ihren Zweck erreicht hatten, streikten sie nochmals, weil ihnen die Sache Spaß machte. Japa-ner lernen sicherlich ungeheuer schnell.

Mancher verdankt seine Abnahme seiner Moral der Zunahme seiner Ausgaben.

Die Streiter in Chicago sehen sich vor die schwierige Aufgabe gestellt, Frieden im Kriege zu halten.

Schwer belastet: „Hör' mal, Ede, man sieht Dich nur noch in Vorläu-ten. Hast schon wieder Angst vor der Schmiere, oder Haderhuh!“ „Angst? Na hör' Fräule, überfahr' mal Du in der Nacht ohne Laterne uff verbote-nem Weg in strafbaren Tempo mit einem geföhrenen Motorrad unnot-schäftiger Weise einen Schangdarm!“

Die traurigsten Menschen sind die, die alles belästigen.